

Kann man eigentlich von einer Kultur oder einer Seele der Kölner oder, zugespitzter formuliert, des Kölners sprechen? Sicher, jeder Jeck und damit auch jeder Kölner ist anders, und wenn man die Kölner, die man kennt, miteinander vergleicht, dann überwiegen die Unterschiede. Dennoch wird im Alltag immer wieder generalisierend von dem Kölner gesprochen, mitunter sogar verschärfend von ›dem Kölner an sich‹. Der Volksmund vermutet und benennt hier eine Eigenart, die für Köln und die Kölner typisch zu sein scheint und die das geliebte und gelebte Bild von Köln und den Kölnern prägt.

Diese Eigenart steht natürlich in einem Ergänzungs-, Spannungs- oder Kompensationsverhältnis zu den individuellen Eigenarten, die die Kölner ebenso wie alle anderen Menschen im Laufe ihres Lebens ausgebildet haben. Aber die individuellen Eigenarten, der einzelne Kölner an sich, sollen hier nicht das Thema sein, sondern die *Eigenarten des Kultur- oder Wirkungsraumes Köln*, genauer: des Kölschen an sich.

Daß Köln eine eigene und eigen- bis einzigartige Kultur darstelle, wird (aus noch zu klärenden Gründen) von niemand weniger geleugnet als von den Kölnern. Die virtuose und unablässige Stilisierung eines spezifischen Köln-Bildes ist dabei selbst schon ein Ausdruck dieser kölschen Eigenart. Wenn also im folgenden von ›dem Kölner‹ die Rede ist, dann ist damit nicht Herr Schmitz gemeint, sondern ein ›Stadtklima‹, ein einzigartiges Lebensbild, eine Lebensauffassung,

kurz eine Stadt-Kultur, die sich in Köln herausgebildet und entwickelt hat. Eine vorbild- und verbindliche Stadt-Kultur, gemeinsame Lebensauffassungen und -Bilder erleichtern das Zusammenleben und den Zusammenhalt in einer Stadt. Daß man sich zu Köln hingezogen fühlt, daß man sich auch als Nichtkölnler vorstellen kann, immer in Köln zu wohnen und niemals in Hannover, weist auf die übergreifende Stadt-Kultur oder zumindest auf ein festes Bild von dieser Stadt hin.

Dieser Stadt-Kultur gilt unser psychologisches Interesse. Wir verfolgen dieses Interesse mit Hilfe der *Morphologischen Psychologie*, weil sie nicht nur den Einzelmenschen, sondern auch die Entwicklungen und die Gestaltungs- bzw. Lebensprinzipien, die *see-lische Architektur ausgedehnter Wirkungs-räume* in den Blickpunkt ihrer Forschung stellt. Mit Hilfe der Morphologie lassen sich die Gesetzmäßigkeiten und das psychologische System beschreiben und rekonstruieren, nach dem in einem Wirkungsraum wie der Stadt Köln die Wirklichkeit behandelt wird.

Die Kaffeebud

Die kölsche Wirklichkeits-Gestaltung ist durch *zwei konkurrierende Behandlungszüge* geprägt: Das Leben soll einerseits durch die Qualitäten und Prinzipien einer Kaffeebud getragen werden. Es soll gemütlich und heimelig sein. Man will sich auskennen und sich in einem umschlossenen Rahmen aufgehoben fühlen. Das ›Kaffeebud-Daein‹ ist – wie es das Lied von den Bläck Fööss zum Ausdruck bringt – sicherer Garant für stetige Be-Ständigkeit und Ungezwungenheit. In der Kaffeebud findet man und hat man alles, was man zum Leben braucht: Gemeinschaft, Unterhaltung und Verpflegung, und das alles auf einem denkbar einfachen und unkomplizierten Level. Man kann sich gehen lassen,

auf die Etikette wird kein Wert gelegt: ›Hier bin ich Mensch und ab und zu mal Schwein.‹

Die Kölner bilden diese Kaffeebud-Seligkeit überall aus: ungezwungen beieinander Stehen, Quatschen und Trinken bestimmen den kölnischen Wirkungsraum. Köln besteht aus einer Vielzahl von Veedeln, die, psychologisch betrachtet, ausgedehnte Kaffeebuden sind, und in diesen Veedeln sprießen und gedeihen die Kneipen, Cafés, Kioske und Büdchen. In den Erinnerungen vom alten und schönen Köln wird vor allem diese Kaffeebud-Heimeligkeit, das Ideal eines intakten, harmonischen, aber auch weitgehend aufwandlosen und selbstgenügsamen Lebens heraufbeschworen. Die Kehrseite dieser heimeligen und aufwandlosen Selbstgenügsamkeit, des Stehens und Sich-gehen-Lassens ist die berüchtigte und traditionelle Schmutzdeliquenz der Kölner: Kalkutta, Konstantinopel und Köln galten im ausgehenden Mittelalter als die schmutzigsten Städte der Welt.

In dem ›süffigen‹ *Heimatsaft Kölsch* sind die unkomplizierten, einfachen, wenig stilisierten Kaffeebud-Qualitäten materialisiert. Kölsch verlangt keinen großen Trink-Aufwand, keinen siebenminütigen Bedürfnisaufschub, kein ausgeklügeltes Trink-Zeremoniell, Kölsch ist ein ungezwungenes Steh-Bier, das man locker stante pede wegkippen kann.

Die Metropole

Die Selbstgenügsamkeit der Kaffeebud charakterisiert aber nur eine Seite des kölnischen Wirkungsraumes. Daneben steht als konkurrierender Behandlungszug die *Großmanns-sucht* der Metropole, der starke Wunsch, sich als Stadt herauszuputzen und eine außergewöhnliche Stellung einzunehmen. Die Kölner können sich nicht mit einer als provinziell verachteten Kleinstädtigkeit begnügen. Köln muß etwas Besonderes, Köln muß mehr und besser sein als alle anderen Städte: mindestens Millionenstadt, aber besser noch die

Kunstmetropole, die Stadt des Karnevals, die Stadt mit den größten Demonstrationen gegen Ausländerfeindlichkeit und letztlich doch ›dat Hätz vun dr Welt‹. Geschichtliche Manifestationen dieses kölschen Größenwahns sind das gewaltige und kaum vollendbare Dom-Projekt und in jüngster Zeit das gewichtige Museum Ludwig.

Bereits diese beiden Züge der kölschen Seele eröffnen einen Einblick in das *kölnische Entwicklungs- bzw. Lebensproblem*: Soll man sich für ein gemütlich-beschauliches Leben entscheiden, dann muß man aber seinen Anspruch auf Größe und Bedeutung aufgeben; oder soll man sich herausputzen und an seiner Größe arbeiten, dann muß man aber seine vertraute Beschaulichkeit diesem Ziele opfern. Für welche Seite man sich auch entscheidet – ein Ziel muß untergehen. Die kölsche Kultur behandelt also ein Grundproblem menschlicher Entwicklung. Die Kölner haben dabei eine ebenso eigenartige wie vielleicht einzigartige Lösung dieses Problems ›kultiviert‹; die *virtuose Realisierung des ›Sowohl-als-auch‹*; oder man könnte auch sagen: die kulturelle Quadratur des Kreises. Aber es bedarf einiger Zwischenschritte, um sowohl die psychologische Finnesse als auch die konstruktive Mehrdimensionalität dieser Lösung zu verdeutlichen.

Gekonnte Unentschiedenheit

Ein wesentliches *Gestaltungsprinzip* der kölnischen Kultur ist es, den strukturellen Konflikt zwischen hochtrabendem Anspruch und gewachsener Gemütlichkeit eben nicht zu entscheiden und sich damit beide Optionen offenzuhalten. Die Kölner haben eine gekonnte Unentschiedenheit entwickelt, die es ermöglicht, eigentlich *Unvereinbares nebeneinander bestehen zu lassen*: Größe und Behaglichkeit, Kirche und Karneval, Tünnens und Schäl. Die Kölner Kultur ist dadurch

geprägt, daß man sich nicht entschieden und vor allem nicht endgültig für eine Sache einsetzt, weil man sonst das geliebte ›als auch‹ aufs Spiel setzen würde. Die Kölner sind nicht etwa untätig, sie agieren aber mit unverfänglichem Einsatz getreu der im Karneval hymnisch besungenen Lebensgleichung $\gg 3 \times 0 = 0 \ll$.

Diese Scheu, den grundsätzlichen Lebenskonflikt so oder so zu entscheiden, für eine Seite entschieden und ohne Rücksicht auf Verluste Partei zu ergreifen, prägt den ganzen Lebensalltag der Kölner: Eine entschiedene Auseinandersetzung findet nicht statt. Das kölsche Credo lautet: ›dummer nix, dann dun ich dir och nix‹. Bereits das Wort Auseinander-Setzung impliziert ja, daß man zwei Dinge nicht gleichzeitig in der Hinterhand haben kann, weil sie halt auseinander-gesetzt sind. Das später noch explizierte kölsche Klüngeln ist hingegen der Versuch, alles so zu vermischen und zu verschmelzen, daß eine endgültige und schmerzliche Auseinander-Setzung verunmöglicht wird.

Die gekonnte Unentschiedenheit und Offenheit, das sich nicht um jeden Preis Einmischen- und schon gar nicht gezielt und nachdrücklich Auseinandersetzen-Wollen hat einer grundsätzlichen Lebenshaltung der Kölner Vorschub geleistet, die häufig als anarchisch stilisiert wird, die aber angemessener als ›teilnahmslose Wohlgefälligkeit‹ zu bezeichnen ist: Die Kunst, sich von einer distanziert beschaulichen Warte die seltsamen Wendungen und Drehungen des Alltags zu Gemüte zu führen.

Zur Illustration sei hier nur der Kölner Taxifahrer erwähnt, der mich nach einer 10tägigen Schweizreise vom Flughafen nach Hause gebracht hat. Als wir an einer Ampel in der Kölner Innenstadt hielten, sah der Taxifahrer, wie ein Jugendlicher ein öffentlich verklebtes Plakat eigenwillig abriß. In der Schweiz ein Ereignis, das den eidgenössischen Taxifahrer zu rigider Sanktion

aufgerufen hätte; der Kölner Taxifahrer blieb jedoch ruhig sitzen, sah sich die Ordnungswidrigkeit interessiert an, wiegte den Kopf bedächtig hin und her und kommentierte in breitem Kölsch: »Dä es sich do jet am avrieße ...«

Der Wunsch, Gegensätzliches nebeneinander bestehen zu lassen, es nicht auseinanderzusetzen und es sich gerade dadurch dauerhaft zu erhalten, wird von den Kölnern als vorbildliche Toleranz glorifiziert, die streng von einer als fanatisch abqualifizierten Entschiedenheit abgegrenzt wird. Der Konkurrentin Düsseldorf wird dabei der Part des erschreckenden Gegenbildes zugewiesen. An Düsseldorf sieht man, wo es hinführt, wenn man sich entschieden für eine Sache einsetzt: Dann entsteht eine profilierte, straighte, klare, saubere, aber in den Augen der Kölner vor allem auch kalte und nicht so gemüthlich-moussierende Stadt-Kultur.

Aber Düsseldorf, die Landeshauptstadt, gemahnt auch daran, daß man etwas erreichen und bewirken kann, wenn man sich entschieden für eine Sache einsetzt. Für die Kölner ist es daher wichtig zu beweisen, daß auch sie sich handfest und entschieden einsetzen und dabei etwas bewirken können: In den Interviews mit Kölnern über Köln und das Kölsche an sich wird daher unweigerlich irgendwann die Schlacht bei Worringen gefeiert. Da haben die Kölner einmal nachdrücklich Position bezogen, gekämpft und eigenhändig ihren Bischof verjagt.

Sieht man von diesen historischen Ausnahmen ab, bedingt die gekonnte Unentschiedenheit der Kölner, daß man Entwicklungen meist keine entschiedene Ausrichtung gibt und daß man daher für sich zwangsläufig einstellende Veränderungen und Entwicklungen auch nicht verantwortlich zu machen ist. Der Entwicklungsfluß des Lebens wird von den Kölnern als etwas angesehen, daß man letztendlich hinnehmen muß, da er eigenwillig und unabänderlich seine Bahn

zieht. Der Kölner bringt diese fast schon *stoische Haltung* gegenüber dem Schicksal auf den Nenner »et kütt wie et kütt«. Diese Schicksalsergebenheit wird aber durch einen Blanko-Vertrauensvorschuß in alle Entwicklungen abgemildert bzw. erträglich gemacht: »Et hät noch immer jot jejange«.

Ewiges Werden

Diese *optimistische Schicksalsergebenheit* wird von den Kölnern aber auch immer wieder zu verdecken gesucht. Mit großem Aufwand demonstrieren die Kölner, daß sie sich weiterentwickeln, daß sie an der Zukunft bauen. Der Welt und sich selbst will die Stadt ein ewiges Werden vor Augen führen. Dieses ewige Werden soll garantieren, daß sich die großartigen Zukunftsentwürfe doch noch einlösen, zwar nicht jetzt, aber irgendwann einmal. Im Modus des ewigen Werdens wollen die Kölner ihre vertraute und beliebte Heimeligkeit vor den Umbildungen der Geschichte retten. Gleichzeitig wahren sie die Option auf eine glorreiche Metropole, die sich irgendwann einmal erfüllen wird. Im Modus des ewigen Werdens wird eine Veränderung, eine Wandlung der Verhältnisse, ein Anwachsen und Mächtig-Werden demonstriert, ohne es tatsächlich und unwiderruflich zu vollziehen – das ist auch ein geheimer Sinn des Kölner Karnevals. Und auch die im Karneval vollzogenen Aufschwünge und Wandlungen bleiben ja letztendlich konsequenzenlos: »Am Aschermittwoch ist alles vorbei«.

Im Modus des ewigen Werdens werden geschäftig die bestehenden Verhältnisse so verrückt und umgebaut, daß man sich dabei letztendlich treu bleibt und keine wirklich neue Ausgangslage schafft. Der Volksmund greift diesen Entwicklungsdreh in dem bekannten Spruch auf: »Mer buddele un buddele – en Weltstadt weede mer nie.« In der kölschen Sprache und vor allem in den oft

endlos kreisenden, aber garantiert ergebnislosen Alltagsgesprächen wird das ewige Werden der Kölner zum Ereignis.

Vor dem Hintergrund dieses Behandlungszuges der Kölner Kultur wird erst die enorme Bedeutung des Kölner Doms für die Kölner verständlich: Der Dom, an dem jahrhundertlang gebaut wurde, der nie vollendbar schien, ist für die Kölner der symbolische Beweis, daß aus dem ewigen Werden doch noch etwas Großes und Einzigartiges herauskommen kann.

Die Kölner Kultur kann dem Ewigen Werden auch spielend leicht eine Drehung in das ewige Gewesen-Sein geben, in die Trauer über die Vergänglichkeit aller Größe. Der am 11.11. beginnende Karneval markiert in all seinem fröhlichen Treiben und seiner exzessiven Lebenssteigerung auch das Fest der letzten Stunde, der ewigen Vergänglichkeit, des Todes. Am Schluß des Karnevals bleibt die Asche und die Aussicht, daß »wir alle, alle in den Himmel kommen«. Damit tritt ein spezifischer Aspekt der kölnischen Mentalität in den Blick – die Senti-Mentalität. Die *Sentimentalität* ist die aufwandlose Form des Größenwahns, denn hier wird die Größe im Modus des Noch-Nicht oder Nicht-Mehr ausgeschmeckt. In der Sentimentalität bündelt sich ein emotionales Dreigestirn aus Trauer, Trost und Zuversicht: Trauer, weil die ganz großen Ziele nicht erreicht wurden und die frühere Größe keinen Bestand hat. Trost, weil man ja – vor allem, wenn man sentimental ist – nicht allein ist, sondern sein Kölsch und sein Veedel hat. Zuversicht, weil Köln doch Köln ist und immer bleiben wird und der »FC« irgendwann dann doch noch einmal Meister werden wird.

Klüngeln

Auch wenn Weiterentwicklungen und Veränderungen von den Kölnern aktiv nicht betrieben, sondern mit optimistischer Schick-

salsergebenheit erwartet und erduldet werden, haben die Kölner kunstvolle *Lebensversicherungssysteme* kultiviert, um gegen allzu abrupte Wechselfälle des Schicksals gefeit zu sein. Der kölsche Prototyp der Lebensversicherung und Alltagsorganisation ist der Klüngel oder besser gesagt das Klüngeln. Klüngeln ist der Versuch, die Amplituden des Schicksals an einem allzu heftigen und schädigenden Ausschlag zu hindern, indem man alle erdenklichen Entwicklungsrichtungen und Lebeninteressen miteinander vermennt und vermischt. Im Klartext: »Eine Hand wäscht die andere«, und die gegenseitige Handwasch-Verpflichtung begrenzt die Risiken des Handelns und daraus resultierender Händeleien. Klüngeln begrenzt die Risiken und Wechselfälle des Lebens, indem man vorsorgliche Absprachen trifft und Verrechnungsmuster entwickelt. Klüngeln ist damit die soziale – da gegenseitig-verbindliche – Form der Korruption.

Eine offiziell legitimierte Variante des Klüngelns ist der *kölsche Kompromiß*. Auch beim Kompromiß werden verschiedene Seiten und Interessen so kunstvoll vermittelt, daß unter dem Strich jeder profitiert. Die bereits skizzierte, gekonnte Unentschiedenheit der Kölner ist somit eine Art ergänzende Vorbedingung des Klüngelns. Der Versuch, Gegensätze entweder nebeneinander stehen zu lassen oder kunstvoll ineinander zu verweben, hat zu einer ungeheuren Virtuosität der Kölner im Lavieren und Austarieren geführt. In seinen Alltagsgeschäften bringt der Kölner zwar nie den letzten Einsatz, aber immer einen wohl dosierten, weiterverwertbaren und damit gut investierten Einsatz. Die Profitgier manifestiert sich in Köln dadurch in ihrer charmantesten Metamorphose. Ein dem Klüngeln verwandtes Phänomen ist das ebenso verbreitete Schunkeln. Auch im Schunkeln versucht man, den Widerstreit verschiedener Entwicklungsrichtungen auszutarieren, ihn zu ver-

mitteln und aufzuheben. Im Schunkeln wird eine ungeheure Bewegtheit produziert und demonstriert, die aber letztendlich nicht von der Stelle kommt und die bestehenden Verhältnisse wahr. Schunkeln ist somit die motorische Umsetzung des Klüngelns – der gesellige Charakter beider Phänomene ist dabei unverkennbar.

Im wiegenden und alle Gegensätze austarierenden Schunkeln, im vorsorglichen Klüngeln und in der optimistischen Schicksalsergebenheit, die die großen Auseinandersetzungen scheut, offenbart sich ein Grundanliegen der kölschen Kultur: die *Entdramatisierung des Lebens*. Die kleinen Dramen, Intrigen, Fisternöllchen des Alltags werden zelebriert und ausgelebt, aber der zerstörerischen und unerbittlichen Tragik und Dramatik des Lebens sollen die Spitzen genommen werden. Die teilnahmslose Wohlgefälligkeit und der sentimentale Frohsinn der Kölner charakterisieren eine wirklichkeits-abfedernde Verfassung, die in dem auch von den Kölnern sehr geliebten Mainzer (Karnevals-)Lied »Heile, heile Gänschen...« einen musikalisch-beschwichtigenden Ausdruck erhalten hat.

Abschottung und Selbst-Stilisierung

Das kölsche Behandlungssystem kann diese Entdramatisierung des Lebens aber nur durch abstützende und wappnende Vorkehrungen leisten. Die Abschottung nach außen und die Stilisierung eines unverbrüchlichen Kölschtums sollen gewährleisten, daß die Kölner Kultur nicht wirklich und existentiell in Frage gestellt oder relativiert wird. Der kunstvoll entwickelte Lebens- und Druckausgleich soll nicht durch äußere Einflüsse oder Dominanzen, die sich der Logik der Stadtkultur widersetzen, aus der Balance gebracht werden.

Die Kölner grenzen sich daher stark nach »außen« ab und beschwören ihre eigene Stadt-

Identität. Sie lesen ihre eigenen – regionalen – Zeitungen, den EXPRESS, den KÖLNER STADT-ANZEIGER oder die KÖLNISCHE RUND-SCHAU. Sie errichten mentale Stadtmauern durch eine gestrenge Definition des Kölnischen: Es ist genauestens festgelegt, was ein Kölner, ein Kölscher und ein Imi ist. Gegenüber der Fremde artikuliert sich ein beträchtlicher Argwohn, der als unverbrüchliche Heimmattreue gemantelt wird, der aber auch aus einer latenten Befürchtung erwächst, für ein anderes kulturelles Parkett nicht gerüstet zu sein. Gibt der Kölner die Abschottung auf, verläßt er seine Stadt, so meldet sich alsbald der sehnstüchtige Sog der Heimat: »... dann mööchte mir op Heim aan schwenke, op bläcke Fööss noh Kölle jonn«.

Die Toleranz der Kölner innerhalb der eigenen Stadtmauern korrespondiert mit ihrer Intoleranz gegenüber Düsseldorfern, Bergheimern oder Bonnern getreu dem Motto: »Ich habe nichts gegen Fremde, aber dieser Fremde ist nicht von hier.« Von den Fremden erwarten die Kölner, daß sie sogleich den Treueschwur auf Köln leisten, das Wesen der Kölner akzeptieren und hofieren. Erst wenn sie den Dom bewundert, das Kölsch getrunken und die Mentalität der Kölner gelobt haben, sind sie angenommen und in Ehren eingemeindet, dann können sie mit der Liebe und Toleranz der Kölner rechnen.

Die Idealisierung der Heimat, die sie den Fremden als Willkommenspfand abverlangen, betreiben die Kölner in einer beinahe manischen Manier. Sie zelebrieren eine mitunter zwanghaft anmutende Stilisierung der eigenen Geschichte, Identität und Stadtkultur. Köln feiert sich selbst und beweist, ja beschwört mit ungeheurem Aufwand ein einzigartiges Köln-Bild. Kaum ein Monat vergeht, in dem nicht eine Umfrage die besondere Stellung der Stadt, die Liebe der Bürger zur Stadt oder das hohe Ansehen der Stadt im Ausland dokumentiert.

Köln – die offene Frage

Durch diese Bild-Projektionen und Selbst-Deskriptionen beweisen und erfüllen die Kölner das, was im ewigen Werden und kunstvollen Offenhalten nicht faktisch erfahrbar und entschieden verwirklicht wird. Köln droht dabei immer mehr, zu einem bloßen Bild, zu einer herrlichen Idee zu werden – und die bange Frage der Kölner wird lauter und lauter, ob es dieses liebenswerte Köln denn wirklich gibt ...

Stephan Grünewald

Anmerkung

¹ Der Beitrag basiert auf 25 morphologischen Tiefeninterviews zum Kölner Lebensraum, die im Rahmen eines von Edith BUCHHALTER und Stephan GRÜNEWALD veranstalteten Seminars der »Kölner Akademie für Markt- und Medienpsychologie« (KAMM) durchgeführt wurden. Die Thesen der Untersuchung wurden im Frühjahr 1992 in einer WDR 2-Sendung über die »Rheinländer« sowie am 4. Februar 1993 in einem von ZWISCHENSCHRITTE veranstalteten Streitgespräch mit Viktor BÖLL vorgestellt und vertreten.

Konsequenzen der deutschen Wiedervereinigung für die Psychologie*

Konsequenzen ergeben sich in mehrfacher Hinsicht. Wir stehen in der heutigen veränderten gesellschaftlichen Situation vor Aufgaben, zu deren Lösung auch die Psychologie Beiträge zu leisten hätte. Die Psychologie selbst ist ebenfalls von Veränderungen betroffen. Und auch sie hat eine Vergangenheit zu bewältigen.

Der Vollzug der inneren Einheit gestaltet sich ja schwierig. Der Kenntnisstand über den jeweils anderen Teil des ehemals geteilten Deutschland ist oft unzureichend. Im Westen, wo der freie Zugang zu Informationen »zum System« gehört, ist Ahnungslosigkeit nach wie vor verbreitet. Aber sie hält nicht unbedingt davon ab, sich einzumischen. »Die Behandlung der Wirklichkeit« – um eine gängige Formel der Morphologie zu bemühen – möchte ich mir als einen *Dialog* vorstellen. Aber ohne hinreichende Faktenkenntnis gibt es schwerlich einen richtigen Dialog. Das Unternehmen entgleist dann zu einer permanenten Belehrung. Mit Blick auf mein Thema halte ich es deswegen für erforderlich, über den Tellerrand regionaler Vertrautheiten hinauszuschauen und zunächst die Lage der Psychologie in der damaligen DDR anzusprechen.

Über jene Lage hat der Präsident der Deutschen Gesellschaft für Psychologie (DGPs), J. BREDENKAMP, auf dem 38. Kongreß der

* Vortrag, gehalten auf der 1. Tagung der »Gesellschaft für Psychologische Morphologie« (GPM) am 27. März 1993 in Köln.